

Aus aller Welt.

Ein toller Diebstreich. Die Mitglieder der Gaunergunft sind unerschöpflich in der Erfindung neuer Tricks. So hat der in Budapest verübte Diebstahl eines Klaviers Anspruch auf Originalität. Das Klavier wurde einer Frau Feldmann gestohlen. Sie weilt bei Verwandten zu Besuch; unterdessen hatte sie die Wohnung unter Aufsicht des Dienstmädchens gelassen. Kurze Zeit nachdem sich Frau Feldmann entfernt hatte, erschienen drei Männer in der Wohnung, und forderten das Mädchen auf, ihnen das im Salon befindliche Klavier auszulassen. Die Männer wiesen eine diesen Auftrag enthaltene Visittarte der Frau Feldmann vor. Das leichtgläubige Mädchen entsprach ohne weiteres dem Verlangen der fremden Männer, die das Klavier aus der Wohnung trugen auf einen bereitstehenden Wagen hoben und sich mit demselben entfernten. Als Frau Feldmann gegen Mittag nach Hause kam, war sie über die Erzählung des Dienstmädchens nicht wenig erstaunt, weil sie niemanden beauftragt hatte, das Klavier abzugeben. Auf die erfolgte Anzeige leitete die Polizei die Recherchen ein. Es wurde ermittelt, daß die Gauner das Klavier um 368 Kronen veräußert hatten. Von den Tätern fehlt bisher jede Spur.

Der Niedergang der englischen Gesellschaft. Die Stimmen mehren sich, die der englischen Gesellschaft von heute ein wenig schmeichelhaftes Spiegelbild vorhalten. „Ist die Gesellschaft nun schlechter geworden als sie war?“ diese Frage stellt sich eine englische Dame, Lady Swindolen Ramsden in der angesehenen Monatsschrift „The Nineteenth Century“ und sie kommt dazu sie zu bejahen. Sie schreibt: Wenn die Frage lautet: „Ist die Gesellschaft jetzt besser als vor hundert Jahren?“ so lautet die schnell und freudig gegebene Antwort: „Ja, zweifellos, denn die Leute sind nicht mehr, versierter und klüger nicht mehr.“ Das ist bis zu einem gewissen Grade wahr, aber wenn wir erwägen, wie viel besser erzogen, wie viel versierter und klüger der ganze Volk geworden ist, und was für große Schritte in allen Zweigen des Wissens gemacht worden sind, dann hat die Gesellschaft im Verhältnis dazu weniger oder keine Fortschritte gemacht. Sicherlich hält man es bei den Männern nicht mehr gerade für fein, zuviel zu trinken. Trunkenheit kommt selten vor, und dann wird sie für eine Schande gehalten. Dafür trinken aber die Frauen viel mehr als vor 50 Jahren, nicht nur Wein, sondern Spirituosen und Liqueure. Die Vorliebe für Alkohol nimmt beständig zu, obgleich sich die Frauen ihr nur im Geheimen überlassen. Schmeiberrinnen und Krämer besorgen, wie man erzählt, Wein oder Spirituosen für „die Dame“ und nennen sie mit anderem Namen auf der vom Manne bezahlten Rechnung. Vielleicht zieht auch der jetzt gewöhnliche Brauch, Cigaretten zu rauchen, dahin, das Uebel zu vermehren. Ferner scheint das Einnehmen von Arzneien viel allgemeiner zu werden. Die Ungebuld beim geringsten Schmerz ist größer. Ein leichtes Kopfschmerz, das oft durch Umhergeschweifen nach zu vielen Vergnügungen verursacht ist, dient als Entschuldigung, um Antipyrin oder ein anderes Verabfolgungsmittel zu nehmen, das für das Herz und die Nerven verhängnisvoll ist. Was die Manieren anbetrifft, so haben sie sich weit weniger in der Gesellschaft als bei denen verbessert, von denen man gute Sitten am wenigsten erwartet. Man trifft sie oft im Omnibus oder in der dritten Klasse der Eisenbahn. Dort strecken sich freundlich Hände aus, um einem mit der Handtasche heraufzuhelfen. Unerwartend selten findet man die gewöhnliche Höflichkeit in der ersten Klasse. Wenn man z. B. in der Bahn in der Umgegend Londons ohne irgend ein Gepäckstück fährt, so wird einem unwillig und ungnädig erlaubt, sich auf einen Sitz zu setzen, und die anderen Insassen des Wagens machen es einem sehr klar, daß man ihr Versteiß keine Höflichkeit zu erwarten hat, weil man ihnen zufällig unbekannt ist. Es mag als Entschuldigung dienen, daß Hitze, Schwüle und Ueberfülltheit den Vornehmen lästiger ist; aber dann sollten gute Manieren es verbergen. Was die Verfeinerung anbetrifft, so wird natürlich ein Grabschritt nicht mehr so einfach ein Grabschritt genannt wie früher und fluchen hört man nie. Es ist jedoch zweifelhaft, ob man gegen irgend etwas ernsthaftere Einwendungen machen kann als gegen die Unterhaltung, die man jetzt in manchen Häusern hört. Womit kann man geborene Edelkinder entschuldigen, die dulden, daß am Tisch flüsternd Geschwätz und Scherz erzählt werden, die man nicht laut wiederholen kann, oder Frauen, die durch ihr Gelächter eine rohe Unterhaltung voller Anspielungen und Zweideutigkeiten ermutigen, die in ihren

Salons solch Geschwätz besprechen und dadurch die Gemüther unschuldiger weiblicher Wesen vergiften.

Die Geständnisse der Wahrsagerin. Aufsehen erregende Geständnisse machte, wie aus Newyork berichtet wird, eine „Wahrsagerin“, Mrs. Bryan, die dem „Tomb's Police Court“ vorgeführt wurde. Sie war angeklagt, ungesetlich medizinische Praxis ausüben zu haben. Die Frau erklärte dem Richter, daß sie häufig von Frauen besucht würde, die Gift zur Tötung ihrer Männer haben wollten, um sich wieder verheiraten zu können, und daß auch Männer häufig dieselbe Bitte in Bezug auf ihre Frauen vorbrächten. Das Gift sollte natürlich keine Spuren hinterlassen. Mrs. Bryan gab zu, von solchen Kunden ein reichliches Honorar verlangt zu haben, aber sie habe ihnen nur harmlose Abkochungen von Zuder und Wasser gegeben. Der Staatsanwalt lenkte vor kurzem die Aufmerksamkeit auf das besorgniserregende Vorgehen von Giftmorden und die zunehmende Schwierigkeit, die Täter zu überführen. Mrs. Bryans Behauptungen haben indessen die allgemeine Aufmerksamkeit erweckt. Die eben veröffentlichte Kriminalistik zeigt, daß im vorigen Jahre 834 Morde in den Vereinigten Staaten begangen wurden. In Newyork kamen allein 2666 gewalttätige Todesfälle aus verschiedenen Ursachen vor.

lokales.

Wiesbaden, 19. Januar.

3. Die Kirchenvertretung der Marktkirchengemeinde war am Freitag Nachmittag zu einer Sitzung zusammengetreten unter dem Vorsitz des Herrn Dehn. Anwesend waren 28 Mitglieder. Die Versammlung erörterte zunächst das Andenken an das verstorbene Mitglied Herrn Aufermann durch Erheben von den Sigen. Es haben zunächst Erziehungswesen stattgefunden und zwar für die verstorbenen Mitglieder Uhrmacher Kommerzienrat, Rentner Aufermann und für das verunglückte Mitglied Linder. Gedächtnis werden durch Altkameration Oskar Meißner Julius Müller, Schreinermeister Keller und Kgl. Bauath Fischer-Died. Herr Pfarrer Schäfer erstattete hierauf über die letzten Verhandlungen des Kreisynode Wiesbaden-Stadt einen ausführlichen Bericht. Wir haben f. S. über die Verhandlungen der Synode berichtet.

Deutscher Privatbeamtenverein. Für die Herren Chefs sowohl wie für deren kaufmännische und technische Angestellte, die sich über die Wohlfahrts- und Rassen-Einrichtungen des Deutschen Privat-Beamtenvereins orientieren wollen, dürfte die Versammlung von Interesse sein, welche der Zweigverein Wiesbaden für nächsten Dienstag, 20. ds., Abends 8½ Uhr in dem Hotel Union, Neugasse, Saal im 1. Stock, zu diesem Zwecke veranstaltet und in welcher ein Beamter vom Direktorium des Vereins in Fragebeurteilung referieren und Gelegenheiten bieten wird, über alle einschlägigen Fragen Auskunft zu erteilen. Möchten recht viele diesem Hause Folge leisten! Gäste sind willkommen.

Vortrag über Gustav Freytag. Die Schultrugen wohl die zahlreichen sonstigen Veranstaltungen des Abends, wenn der am Freitag in dem großen Saale der Gewerbeschule stattgehabte Vortrag des Herrn Prof. Dr. Brunswid zu errichtende Denkmal nur schwach (von kaum 100 Personen) besucht war. Zunächst schilderte der Redner das Elternhaus Gustav Freytags, dann gab er uns ein Lebens- und Charakterbild des gelehrten Schriftstellers selbst, recitierte einige Stellen aus seinen Hauptwerken und kam weiter auf das Denkmal zu sprechen. Für dasselbe sind bislang 70-80000 A. gesammelt, ein Betrag, der jedoch zur Deckung der Kosten noch nicht ausreicht. Seinen Standort soll das von Professor Schaper in welchem Marmor auszuführende Denkmal im vorderen Kurpark erhalten. Dasselbe stellt unseren verstorbenen Mitbürger im Ausgangszug, mit Ueberzieher etc. dar, sowie wir ihn unter uns sich bewegen zu sehen gewohnt waren. Bei einigen Lichtbildern, welche Herr Prof. Dr. Brunswid zum Schluß auf die Leinwand projizierte, handelte es sich um Portraits Gustav Freytags und seiner dritten Frau, um das projektierte Denkmal, Wohn-, Arbeitszimmer, Sommeraufenthalt Gustav Freytags etc. Der Zweck des Vortrages war, wie der Redner zum Schluß bemerkte, der, das Interesse für unseren berühmten Mitbürger neu zu beleben und damit die Gehelst zu Gunsten des Denkmals wieder einmal anzuregen. Wie Herr Prof. Dr. Brunswid das vor seinem immerhin beschränkten Zuhörerkreis tat, so wollen wir es hiermit vor der breiteren Öffentlichkeit thun.

Kath. Kaufmännischer Verein. Die ordentliche jährliche General-Versammlung des Kath. Kaufmännischen Vereins Wiesbaden fand am Dienstag unter großer Beteiligung statt. Der erste Vorsitzende Herr M. Wenz begrüßte die Erschienenen, gab die Namen der neu aufgenommenen Mitglieder bekannt und ließ sie herzlich willkommen heißen. Der 1. Schriftführer des Vereins gab dann einen ausführlichen Bericht über das abgelaufene Vereinsjahr. Mit Freuden war aus dem Bericht zu entnehmen, daß das abgelaufene Vereinsjahr wohl ein arbeitsreiches, aber auch erfolgreiches gewesen ist und der Vorstand während dieser Zeit eine rührige Tätigkeit entfaltet hat. Es fanden wieder wie in den früheren Jahren die regelmäßigen Monatsversammlungen, Diskussionsabende, wissenschaftliche und religiöse Vorträge, Veranstaltungen etc. statt. Die Mitgliederzahl, die am Anfang des Vereinsjahres 1902 betrug, hat sich bis zum 1. Januar 1903 auf 206 vermehrt. Der Kranken- und Begräbniskasse gehören zur Zeit 43, der Sterbekasse 49 Mitglieder an. Außer diesen Kassen besteht noch eine Unterstützungskasse, sowie Pensions-, Witwen- und Waisenkasse. Der Kassierer, Herr Selenka, gab einen ausführlichen Bericht über seine Tätigkeit und machte die erfreuliche Mitteilung, daß die Kassenverhältnisse des Vereins als günstig zu bezeichnen sind. Nach dem Bericht des Bibliothekars, Herrn S. Mollitor, hat die Bibliothek um 26 Bücher zugenommen und zählt jetzt 176 Bände, sehr wertvolle wissenschaftliche und literarische Werke. Herr G. Schacht als Vertreter des Vereins bei der Stellenvermittlung erstattete über seine Tätigkeit ausführlichen Bericht. Die Prinzipale meldeten im vorigen Jahre 83 offene Stellen an wovon 52 besetzt wurden. An Offerten gingen ein 661. Die Herren G. Mollitor, A. Selenka, A. Selenka, Kassierer, Hr. Korn Bibliothekar, G. Schacht, G. Dees und D. Wagner Beisitzer. Die Herren Boulet und Krauß hatten eine Wiederwahl abgelehnt. Herr J. Henninger wurde als Fahnenführer gewählt. Am Schluß der gut verlaufenen Versammlung dankte Herr Neuenberg im Namen der Mitglieder dem alten Vorstande für alle dem Verein gewirkte Zeit und Mühe den gebührenden Dank ab.

Aus dem Gerichtssaal.

Strakammer-Sitzung vom 17. Januar.

Körperverletzung.

Der Landwirt und Milchhändler Adolf Kunz von Aloppeheim hat sich am 21. Juli v. Js. in der Sternberger'schen Wirtschaft nicht benommen, wie es sich gehört hätte. Er soll dem Inhaber der Wirtschaft u. A. dadurch, daß er ihm mit seinen schweren, mit Nägeln versehenen Schuhen wider den Unterleib trat, schwer mißhandelt haben, in das Haus unbefugt eingedrungen sein, sich auf Aufforderung nicht entfernt, und Abends Stühle, Glascheben, Gläser etc. zerstört haben. Unter Freisprechung von der Anklage der Sachbeschädigung belastete in der Folge das Schöffengericht den Mann mit 10 Tagen Gefängnis als Gesamttat, die Berufungsinstanz aber ließ es bei 100 Geldstrafe wegen Körperverletzung und Beleidigung bewenden.

Eine Mutter, wie sie nicht sein soll.

Unter Mißbrauch ihres Ansehens soll die Wittve Maria Dotgen betroffene Roll geborene Geppeler von Griesheim letztes Frühjahr resp. im Jahre 1898 ihre damals 12 Jahre alte Tochter Betty Roll sowie später auch ihren heute 20 Jahre alten Sohn zu Diebstählen veranlaßt haben. Das Mädchen entwendete nach der wider dasselbe erhobenen Anklage, indem es mittelst Nachschlüssels die Türen öffnete, verschiedenen Personen eine Unterhose, sowie ein Quantum Briefpapier, 1 Ring, 1 Vorstecknadel sowie 100 in bar, 1 Ring, sowie den gleichen Barbetrag und endlich ein 10 Markstück, während der Wirtin von einem Neubau eine Diele weg nahm. Alle Angeklagten wollen unschuldig sein. Ein Anklagepunkt wird mangels genügender Aufklärung abgetrennt, bezüglich des Peter Roll das Verfahren eingestellt, die Betty Roll zu 2 Wochen Gefängnis verurteilt und die Ehefrau Dotgen freigesprochen.

Berliner Brief.

Von A. Silbina.

Kunst und Leben.

Ideale. — Unter Künstlern. — Die besiegten Franzosen. — Ein Revue.

Darüber, daß sich die Ideale aus unserem Leben gelüftet haben, sind sich alle Menschen, soweit sie nicht aus Nachsicht bestehen, so ziemlich einig. Höchstens, daß hier und da irgend ein Unerfahrener glaubt, daß wenigstens dieser oder jener Stand sie sich noch zum Teil bewahrt habe. Von den Idealen der Künstler wird noch gern gesprochen, aber, aber — wenn man genau hinsieht, so steht es darum nicht besser als in anderen Berufen.

Am Golde hängt,
Nach Golde drängt
Doch alles...

Künstler wissen den Wert des Geldes genau so zu schätzen, wie der nüchternste Kaufmann, und wenn heute Deus läme und einen Poeten, Maler oder Bildhauer einlände in seinem Himmel mit ihm zu leben, da würde der größte Teil dieser Idealisten höchst dankbar, sintemalen er sich seinen Teil der Erde schon erobert habe. Wer anderer Ansicht bisher war, weil er zu viele „Künstlerromane“ oder Skizzen à la Elise Polito gelesen hatte, der wird durch den Prolog Weyher wider Klinger wohl eines Besseren oder vielmehr Schlimmeren belehrt sein. Die Zeitungen haben über die Verhandlung spaltenlange Berichte gebracht, und Sie wissen ja schon, daß Klinger wegen formeller Beleidigung zu einer kleinen Geldstrafe verurteilt worden ist, aber diese Ausführlichkeit war auch ganz an ihrem Platze. Sie gewährt einen interessanten Einblick in das Seelenleben ungewissermaßen bedeutender Künstler und konstatiert, welche unglaubliche Rolle das Geld und die Jagd nach dem Gelde im Künstlerleben spielt. Sie war auch geeignet, das Vorurteil zu zerstören, als lände die deutsche Kunst nicht genügende Unterstützung, als erständen ihr keine Mäcene. Unverkennbar muß ausgesprochen werden, daß Mäcene derart,

wie sie die freigelegte Frau Dr. Meyer darstellt, nicht zu den erfreulichsten gehören.

Wie dem nun auch sei, die Legende von dem Idealismus der Künstler muß ebenso beseitigt werden, wie die von dem Idealismus der Bühnenleiter längst beseitigt ist. Sollte doch noch hier und da ein Mensch leben, der da glaubt, daß ein Theaterdirektor sich noch um etwas anderes kümmert als um Rassenrapporte, so bitte ich ihn folgende Zeilen durchzulesen. — „Ist Berlin eine deutsche Stadt?“ „Aber gewiß, es ist sogar die Hauptstadt des Deutschen Reiches!“ „Sind die Theater in Berlin deutsche Theater?“ „Zweifellos!“ „Haben sie also auch die moralische Pflicht, sich der deutschen dramatischen Produktion anzunehmen?“ „Aber gewiß.“ — Und wie kommen sie dieser Verpflichtung nach? Indem nicht weniger als sieben große Bühnen gegenwärtig französische Stücke aufführen. Prächtig, nicht wahr? Und dabei nennen sich die Franzosen noch immer die Besiegten von 1870/71. Es giebt nur sehr, sehr wenig Bühnen in Berlin, die sich von dieser Herrschaft der Franzosen freizubalten versuchen. Und wenn die Franzosenfreundlichen Bühnen schon einmal ein deutsches Stück aufführen, dann ist es von einem österreichischen Autor. Daraus soll ihnen natürlich kein Vorwurf gemacht werden, denn im Reiche der deutschen dramatischen Produktion giebt es weder schwarz-weiß-rote, noch schwarz-gelbe Grenzstrichen, aber der reichsdeutsche Autor hat doch darunter zu leiden. Die eben angeführte Thatfache erklärt sich vielleicht dadurch, daß ein kleiner Teil der Direktion und ein sehr großer der Bühnenkünstler und Kritiker in Berlin Österreicher sind. Soviel steht fest, eher gelingt es einem Franzosen resp. seinem Uebersetzer das elendeste Nachwerk von vier Alten bei einer Berliner Bühne anzubringen, als einem Deutschen einen lumpigen Einakter. Daß das Publikum mitschuldig ist, ist gar keine Frage; es läuft in die französischen Stücke, weil es darin „Pflanzen“ zu hören und sehen hofft, die es in deutschen Stücken nicht giebt. Nun bin ich der Letzte, der wünscht, daß deutsche Stücke es darin den Franzosen zuvor zu thun sich bestreuen mögen, andererseits bin ich auch absolut

nicht präde und zum mindesten wünsche ich das, daß deutsche und französische Stücke von der Zensur in gleicher Weise behandelt würden. Das ist aber nicht der Fall. Den Franzosen wird ein viel weiterer Spielraum gelassen, als den Deutschen, sie dürfen viel mehr sagen, als die Deutschen, wozu vielleicht der Umstand beiträgt, daß sie es geschickter sagen.

Vielleicht ändert sich das unter dem neuen Polizeipräsidenten, mit dessen Amtsantritt ein kleines Revue-ment der Polizei stattgefunden hat. Eine Anzahl verdienender, älterer Beamter hat ihren Abschied genommen und wird durch jüngere Kräfte ersetzt werden. Aber auch eine Vermehrung überhaupt wird der Riesenorganismus der Berliner Polizei erfahren, eine Vermehrung, die im Verhältnis zu der sich stetig steigenden Arbeitslast nur gering genannt werden kann, obgleich sie über 80 Personen umfaßt. Was bringt nicht allein die so plötzlich hereingebrochene Winterkälte für Mehrarbeit. Es ist ganz natürlich, daß während die Arbeitsgelegenheit sinkt, der Preis für Lebensmittel und für Kohle aber steigt die Zahl der Eigentumsübergehen mächtig in die Höhe schnellen läßt. Wir empfinden den Umschwung um so schwerer, je mehr wir durch die vorangegangenen Wochen wahrhaften Frühlingserwartungen verwöhnt waren. Man ging im Sommerüberzieher, ohne aufzufallen, sah mit Vorliebe auf den Verdeck der Omnibusse, man trant an geschützten Stellen seinen Kaffee im Freien, sah die Schiffe die Kanäle passieren und die Maurer an den Neubauten arbeiten. Und dann, sozusagen über Nacht, diese fribirische Kälte. Die Kohlenhändler haben ihre diebische Freude, aber sie und die Eisbahnwärter sind auch die einzigen, die sich freuen. Ihr Beutel rundet sich, unserer aber wird schlapp und leer. Ich weiß ja, was ich thue, wenn ich nochmal auf die Welt komme, im Sommer werde ich Hotelier in der Schweiz und im Winter Kohlentrossiff. Variatio delectat.



* Tägliche Unterhaltungsbeilage des „Wiesbadener Generalanzeiger“. *

Nr. 16

(2. Beilage.)

Dienstag, den 20. Januar.

1903

Kraft des Schicksals!

Roman von H. von Gersdorff.

—GD—

Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Da hatte denn ganz unwillkürlich der sterbende Mann allerlei Aufschlüsse erhalten, die seine zitternden Hände betend zum Höchsten erhoben.

Seiner Frau aber hatte er in jener Stunde, die man wohl mit Unrecht die schwerste im Leben eines Menschen zu nennen pflegt, einige schwere Worte gesagt: „Thu alles, was Du kannst — Minna — daß — dereinst — unser Kind Dich nicht eine schlechte Mutter nennt.“

Auch diese heiligste, liebste Hoffnung hatte Renate begraben, den Vater glücklich und zufrieden machen zu können, ihn bei sich hegen und pflegen zu können, von seinem Geist und Herzen den eigenen Geist, das eigene Herz zu nähren, daran zu üben und besser, wenn nicht glücklicher zu werden, ihm — so Gott wollte — noch die Herzen und Geister geliebter Enkel anzuführen! Alles begraben.

Die Mama allein nach Schloß Rößberg zu nehmen, wie es nun wohl das richtigste schien, scheiterte an einer recht sonderbaren Sache: Nämlich sowohl Rosalie als auch Wilhelm weigerten sich in höchster Energie, als Frau von Unschar ihren ersten Besuch etwas lange auf Rößberg ausdehnte und durchbliden ließ, daß sie gewillt war, es für immer zu thun. Besonders Rosalie, ihre beste Freundin, die sich in so heralischer Einigkeit mit ihr bebanden, kündigte nach dem ersten Besuch mit der Schwiegermutter ihres Bruders in Küche, Keller, Vorrathsräumen diesem mit hochrothem Angesicht und unatürlich dumpfer Stimme ihre sofortige und ewige Abreise von Rößberg an, nebst Herausziehung ihres Kapitals, wenn „diese Unschar“, dies herrschsüchtige, unverständige Weib, sich in Rößberg als Herrscherin niederlasse, wie sie es thun wolle.

Es sollten dabei noch andere, recht erregte Worte zwischen den Damen gefallen sein. Rosalie konnte sich aber nicht recht besinnen, ob sie wirklich Ähnliches zu ihrer guten Freundin und Wilhelms nunmehrigen Schwiegermutter geäußert habe: „Sie haben Ihren engelsguten Mann auch wohl ins Grab geärgert! Unbegreiflich, wie der auf das Verlangen gerathen sein kann, mit Ihnen, Verehrteste, das ganze Leben vereint zu sein! Man hat ja schon nach 6 Wochen genug davon.“

Entrüstet war Wilhelm.

Frau von Unschar reiste eher ab, als sie gewünscht, nach einer erregten Aussprache mit Renate, die sie in allen Tonarten vor ihrer Schwägerin, als einem herrschsüchtigen und „unverständigen Drachen“, warnte und ihr als erste Bedingung zum Glück anempfahl, ihren Mann mit allen Mitteln unter ihre Herrschaft zu bekommen und dann in irgend einer seiner schwächsten Stunden alle Hebel anzusetzen, die Schwägerin aus dem Hause zu bringen!

Renate verhielt sich ziemlich gleichmüthig und behielt sich alles vor. Mit kühler Ruhe sah sie dem Wagen nach, der ihre Mutter der Stadt wieder zuführte.

In einem Stifte für ältere Damen höherer Beamten nahm Frau von Unschar, die eine recht hübsche Lebensrente der Sorge ihres Mannes verdankte, Wohnung.

Da konnte sie wenigstens reden und wurde ehrfurchtsvoll angehört, wenn sie von dem Glück, dem Reichthum, dem himmlischen Schloß ihrer Tochter erzählte, die einen Baron von Lamprecht, der sie anete nach langer Weigerung geheirathet habe — und all ihr Glück ganz allein ihrer vernünftigen Mutter zu verdanken habe.

*

Es war also an jenem dunklen, stürmischen Herbstabend, als Renate Lamprecht mit ihrer Schwägerin in dem Wohnzimmer beisammensaß und sich mit weiblichen Handarbeiten beschäftigte, nämlich netzte Schürzen und warme Jacken für die Dorfkinde zu nähen, für das Weihnachtsfest. Da mußte man schon immer früh anfangen.

Eben hatte der Sturm angefangen zu rasen, und ab und zu schlug ein schwanker Zweig der alten Linde vor dem Fenster ordentlich wie mahnendes Pochen an die Scheiben, als bäte ein sehr ungeduldiger Gast um schnellen Einlaß vor dem Unwetter.

Bald darauf wurde auch die schwere Hausthüre geöffnet und vom Sturm gegen die Wand geschlagen, daß alles krachte und die alten Eisenrüstungen längst erschlagener Lamprechts, die in den Ecken der großen Halle standen, so kampfesmüthig stritten, daß die Visire an den Riesenhelmen niederfielen, als seien die tapferen Rittersleute fertig zum Streite.

Erschrocken fuhr Renate von ihrem Schürzensaume auf, aber Rosalie nähte flint weiter.

„Ach, das ist ja bloß Wilhelm. Der hat sich draußen in der Wirthschaft geärgert, und dann schmeißt er immer ein bißchen die Thüren — das machen doch alle Männer so. Mich wundert dabei bloß, daß die alten klapprigen Renomirbinger in der Halle nicht schon längst mal aus allen Fugen und regelrecht auseinander losgestürzt sind!“

Wilhelm trat ein, nachdem er sich in der Halle noch des alten Regenrodes und der wettermüden Schirmmütze und des mit einem kleinen Spaten versehenen Knotenstocks entledigt hatte. Mit den Stiefeln nahm er nicht so genau, und trotz Renates Bitten brachte er förmlich trotzig meistens die kräftigen Spuren seines Grunds und Bodens mit herein, auf ihren schönen rothen Teppich.

„Na, Du mußt Dich schön geärgert haben“, meinte Rosalie, ihn etwas länger als sonst betrachtend, während er sich in die Sofaecke setzte. Man konnte fast geworfen hatte sagen. Renate rickte ganz leise, ganz unmerklich ein wenig weiter ab und stießte so emsig, als müsse sie heute noch fertig werden.

Sie konnte den recht gemischten wirthschaftlichen Geruch, der, wenn er aus der Wirthschaft sofort hereinkam, ihm anhaftete, nicht gut leiden.

Er hatte ihr auch ab und zu mal versprochen, sich vor dem Eintreten vom alten Diener Rößberg einen anderen Rock und

andere Stiefel ganz bequem hinhalten und anziehen zu lassen, aber es war immer wieder in Vergessenheit gerathen und mit der Zeit von Renate anderen kleinen und großen Hoffnungen, die sie schon begraben, beigelegt worden.

Rosalien's Neugier war immer sehr rege und ihr Interesse an des Bruders Erlebnissen ungleich größer, auch schon langjähriger als das seiner Frau.

Dennoch war es ihm viel angenehmer, er traf in solcher verärgerten Stimmung seine Frau allein, die wohl freundlich und mit Interesse darauf einging, wenn er Lust hatte, zu erzählen, aber ihn niemals mit Fragen dazu veranlaßte.

Aber Rosalien, seine treue Gefährtin und Beherrscherin seit er ein kleiner strohhaariger Junge gewesen, war nicht wohl zu widerstehen. Sie hatte sich auch wirklich ein gutes Recht erworben alles zu erfahren, was die Interessen des Gutes anging, auch wenn sie nicht ein, wenn auch kleines Kapital brin stecken gehabt hätte.

„Ach, geärgert habe ich mich gerade nicht, bloß sehr gewundert, und das ist auch schon so zwei Stunden her — — —“

Renate hob einen flüchtigen Moment ihren ruhigen Blick gegen ihn, denn, obwohl ihn Rosalie viel länger kannte, so glaubte ihn die zartfühlende Renate ein wenig besser zu kennen, und in dem Ton seiner Stimme lag ihr nicht Aerger, auch nicht Verwunderung, sondern es war ganz etwas anderes, was darin grollte und in dem Blick, der peinlicherweise gerade recht dem ihren begegnete, lag nicht die gewöhnliche leere Freundlichkeit, sondern etwas beinahe Düsteres, Lauerndes.

Nun konnte sie nicht länger an sich halten. Sie legte ihre Schürze hin und ihre weiche Hand auf seine großen braunen Finger, die, leicht zur Seite gekrümmt, auf der Tischdecke lag.

„Du bist etwas passiert, Wilhelm.“

„Ach was! Passirt!“ meinte er mit einem ungenierten Gähnen — sein Gesicht abwendend — was sollte mir denn passiert sein, das Euch beunruhigen könnte.

„Ja, das nimm mir aber nicht übel, Wilhelm“, sagte jetzt energisch Rosalie, „mir scheint, daß die Renate wahrhaftig nicht ganz unrecht hat, Du hast mehr als Aerger gehabt.“

„Na ja, ihr habt recht — alle beide — neugierige Schwalben! Es ist allerdings mehr als Aerger“, höhnte er verbrieht, „wenigstens für mich — ganz abgesehen vom schieren Wunder, wenn mir einer die Enten, an die kein Teufel ran konnte — seit Menschengebunden — aus dem Krauttümpel im Morast am Tannengang herauskriegt und hoch — und schneller als der Blitz, sag' ich euch, herunterknallt. Na, das ist die ganze Geschichte — da habt ihr sie.“

Rosalie sah ihn mit offenem Staunen an.

„Aber — aber das ist ja doch unmöglich“, stammelte sie, während Renate, den leidenschaftlichen Jäger in ihm kennend, weniger Interesse an dem „schrecklichen Vorfall“ empfand, ja, sogar seine helle Wuth etwas begriff.

„Ja auf gewöhnlichem Wege ist doch das nicht denkbar“, bemerkte Rosalie kopfschüttelnd.

„Dah' ich auch seit zwanzig Jahren geglaubt, muß also auf ungewöhnlichem Wege gegangen sein“, grollte er.

„Sagst Du von wo der Schuß herkam?“ fragte Renate.

„Nein, Pulverdampf sah ich nicht, nur einen so ganz leisen, pfeifenden Schlag hörte ich, wie ich hier zu Lande noch keinen Schuß habe knallen hören — oder Du etwa?“ fragte er in recht bräutlichem Ton plötzlich seine Frau.

Renate sah ihn so groß und fragend an, daß er sich vom Sofa erhebend, im Zimmer hin und her zu gehen anfang.

„Nun also, weiter sah und hörte ich nichts.“

„Aber die Ente sahst Du fallen?“ fragte Rosalie.

„Wie vom Blitz getroffen.“

„Auf unserer Seite? War der Schuß etwa auf unserem Revier — da am Tannengang — weißt Du — das ist doch noch die nächste Stelle?“

„Nein, von Altenbeden her“, sagte Wilhelm, auf einmal ganz ruhig werdend und ganz zersireut Renates fleißige Hände betrachtend; „na bist Du böse, Mädchen, kennst doch nun schon meine Art.“ Er hob ihr Kinn mit der Hand in die Höhe.

„Gewiß, was soll ich denn böse sein? Daß Du Dich sehr ärgert kann ich begreifen — besonders, da die Grenze zwischen Rößberg und Altenbeden gerade durch den Entenpfuhl führt.“ schloß sie mit holbem Lächeln — „Du kannst nicht einmal genau wissen, ob es nicht gerade eine von Deinen Enten war, die Dir verloren ging. Aber das Aufpassen wird am Ende schwierig sein.“

„Meinst Du? Wie wichtig Du sein kannst!“ sagte er mit rauhem Lachen.

„Ja Wilhelm, nun laß die Entengeschichte gehen. Die Welt hat doch da nichts dran verloren und Rößberg auch nicht. Wir haben noch so viel wichtiger zu bereben auf Deinen Geburtstag über

acht Tage, ich habe mir noch ein paar sehr wichtige Fragen notirt.

„Nun laß hören.“ — Wilhelm stand am Sofa neben Renate. Dieser fanatische Rührer ist gar nicht länger mit anzusehen“, sagte er und griff scherzend nach der Handarbeit. Sie sah erstaunt lächelnd zu ihm auf.

„Na, was sagst Du denn, mein kluges Fräulein zu der Entengeschichte? Sollen wir sie laufen lassen, wie sie will?“

„Aber natürlich. Gewiß hat der alte Hühnerbein mal einen guten Tag gehabt“, Rosalie lächelte.

„Du kennst den alten Hühnerbein, scheint's noch immer nicht Renaten — wenn Du Dir den mit der Jagdsflinte in den zitterigen Händen vorstellen kannst!“

„Na, wenn er selbst auch nicht, so kann's am Ende doch einer aus dem Altenbeder Hause sein“, meinte Wilhelm freimüthig. „Er soll ja wieder so eine Art Käufer für das Gut bei sich haben.“

Rosa zuckte mit den runden Schultern. „Na, vielleicht geniert's dem nicht, daß die Wiesenbramage nur auf dem Papier stattgefunden hat —, in Wirklichkeit aber immer noch nicht. Nun sieh mal her, Wilhelm. Der große Saal oben — — — wird diesmal kaum gehen zum Diner an Deinem Geburtstage — — die beiden alten, morschen Dielen sind ja ganz unlängst völlig eingestürzt, und die Mäuse und Ratten kommen da in aller Gemüthsruhe bei hellem Tage hervor und — — —“

„So laß die Mäuse und die Ratten und meinetwegen die Kröten und die Rachen an meinem Geburtstagsdiner theilnehmen — — bloß keine Enten!“ knurrte er in wirklich recht lieblichem Scherz.

„Keine Enten? Aber Wilhelm! Wir haben doch noch an jedem Geburtstage bis jetzt Enten zum Diner — — —“

Er ging hinaus, ehe Rosalie den Satz beendet, der die fetten Bratenten zum Diner viel interessanter waren als die ganze Tümpelgeschichte, und die letztere schon vergessen hatte.

Sie sagte jetzt weiter nichts und Renate auch nichts. Schweigend nähten beide weiter. Sie hatten sich nichts über die wilde Enten und den Schützen mitzuthellen, und Wilhelm hatte ebenso seine bösen Tage wie jeder Mann, er hatte auch seine guten. Man mußte sie nur abzapfen wissen.

Zwischen diesem Abend, der für die Idylle im Schloß recht bezeichnend war, und Wilhelms Geburtstage, dem größten Fest des Hauses, lagen noch acht außerordentlich geschäftige Tage für Gattin und Schwester und Hausleute. Renate hatte sich lebendig um die Blumenarrangements zu kümmern, um die sich der gute Wilhelm am allerwenigsten kümmerte. Eher that er schon einen neugierigen Blick in Rosaliens Speisekammerchen, wo es so appetitlich nach seinen Lieblingsgerichten den schweren und schwersten Wild- und Kalpasteten, duftete. Seine Freunde an seinem Geburtstage bestanden in trefflichen materiellen Genüssen und lagen in Rosaliens Händen. Außer dem Blumen- und Decorationsfache hatte Renate sich nur noch einem besonders zu widmen, und das war ihre Toilette. Sie hatte die Pflicht, so schön, so glücklich auszusehen, so liebevoll wie möglich gegen das Geburtstagskind ihren hohen, stattlichen Gatten, zu sein wie es ihre Glückseligkeit verlangte und der Anstand erlaubte.

Und es hätte nicht Renate sein müssen mit ihrer allzeit liebenswürdigen Herzengüte, ihrer weichen Dankbarkeit für alles ihr freundlich Gebotene, wenn sie ihrer Geburtstagspflicht nicht in vollem Maße nachgekommen wäre, so gut sie es irgend verstand. Fremde Leute, geselliges Beisammensein fand äußerst selten und eigentlich nur in größerem Maßstabe zum größten Festtage des Hauses statt. Also konnte jedermann, dessen Beobachtung auf dem Oberflächlichen blieb, nur das herzlich liebevolle Verhalten zwischen den Gatten loben.

In der regen Geschäftigkeit dieser acht Tage wurde von dem Krauttümpel oder Entenpfuhl gar nichts mehr erwähnt unter der Familie Lamprecht. Die Sache war auch von zu geringer Bedeutung und dann passierte auch nichts ähnliches wieder. Die Entenidylle blieb fernerhin ganz ungestört und träumerische Stille hing über dem ziemlich tiefliegenden und vom Rößberger Park nordwärts vor dem Winde geschützten Moor.

Am Spätnachmittage vor dem größten Festtage des Schlosses Rößberg, als schon milder, röthlicher Sonnenschein den Abend einleuchtete, schritt Baron von Lamprecht, die Flinte im Arm, dahin in Ruh, mit nicht den geringsten bösen Absichten gegen die lieben Rebhühnerchen, am Altenbedener Feldwege, der Theil noch zu Rößberg gehörte, durch den schon ziemlich düster liegenden Tannengang die schmale trockene Grasnarbe entlang dem erwähnten Feldwege zu. Es sah wirklich aus, als wollte er den wegen mancher wunderlichen Eigenheiten hierorts besprochenen alten Herrn von Hühnerbein besuchen.

Fortsetzung folgt.

Du lügest nicht.

Laß meine Blicke ruhen
Auf Deinem Angesicht;
Berebt sind Deine Lüge
Und frei von jeder Lüge
Die Sprache trüget nicht.

Die rein auf Deiner Stirn
Lesbar geschrieben steht
Und sich im Auge maleet,
In seinem Glanze strahlet
Gleich rührendem Gebet.

Laß meine Blicke weilen
Auf Deinem Angesicht;
Nichts kann mir mehr'n Glauben
An diese Wahrheit rauben
Ich weiß Du lügest nicht.

Eppenhain i. T.

Johanna Gasser.

Die Träne in der Volkslage.

Von R. Waldbenberg.

(Nachdruck verboten.)

In den Sagen der verschiedenen Völker spielt die Träne eine hervorragende Rolle. Die mannigfachen Wirkungen werden ihr zugeschrieben. So berichtet Ibn Kessir, daß nach dem Volksglauben der Araber den bitteren Tränen, die Adam nach seinem Falle weinte, der Kokusbaum, die Myrabolane und andere Pflanzen entsprossen sind; aus den süßen Bonnetränen aber, die der erste Mensch aus Freude weinte, als der Herr seine Neue annahm, gingen die Viole, Hyazinthen und andere wohlriechende Blumen hervor.

Der Glaube, daß es strafbar sei, sich übermäßiger Trauer um die Dahingeshiedenen hinzugeben, gehört bereits dem Altertum an. Nach der altnordischen Edda fällt jede Träne dem Toten blutig auf die eiskalte, angstbekommene Brust.

Nach dem Glauben der Westarier fließen die Bähren, welche man einem Heimgegangenen nachweint, zu dem die Menschenwelt von der Geisterwelt trennenden Flusse zusammen, welchen die Seele überschreiten muß, ehe sie an die Pforte Thinebar gelangt.

Gesehbücher der alten Indier schreiben vor, den Toten nicht nachzuweinen, weil der Verstorbenen wider Willen den Speichel und die Tränen genießen müsse, welche von den Verwandten vergossen werden. —

„Es war im Jahre des Herrn 1154 — so die Worte des gleichzeitigen Geschichtsschreibers Helmold — als der kürzlich nach seiner Vertreibung verstorbene Bischof Vicelin einer Jungfrau im Traum erschien und zu ihr sprach:

„Sage doch unserm Bruder Eppo, der viele Tage um mich geweint hat, er möge aufhören zu weinen, denn siehe, ich trage seine Tränen an meinen Kleidern.“

Gleichzeitig zeigte er der Jungfrau sein Gewand, das ganz von Tränen benetzt war.

Eine ähnliche Sage erzählt man in Thüringen: Einer jungen Frau war einstmal das einzige Kind gestorben, sie weinte über alle Maßen und wollte sich nicht zufrieden geben. Da erschien ihr in der Nacht ihr totes Kind mit einem Krüge mit Wasser in der Hand und sagte:

„Mutter, weine nicht so sehr, ich muß ja jede Bähre in meinem Krüge sammeln. Du weinst mir meinen Krug sonst gar zu voll und schwer. Da sieh: ich habe mir mein ganzes Hemdchen schon begossen.“

Da weinte sich die Mutter noch einmal herzlich satt und stillte dann ihre Tränen.

Man soll den Toten nicht zu heftig nachtrauern, das ist der tiefste Grund der Lenoren-Sage. Und doch wählte andererseits die Vortwelt — wie sich ja der Aberglaube oft in Gegensätzen gefällt — daß Weinen aus der Unterwelt erlöse.

Von Boze heißt es in der einrahmenden Erzählung den Pentameron, daß sie einen Eimer voll weinen müsse, solle es ihr gelingen, ihren geliebten Königssohn wiederzubeleben.

Die Tränenfläschchen in römischen Gräbern deuten vielleicht auf die Möglichkeit hin, die Toten wieder lebendig zu weinen. Es war Sitte, die Grabhügel und Grabmäler längs der Straßen zu errichten, damit die Vortwergenden den Toten den Tränenzoll darbrächten.

Eine ganz andere Bedeutung wird der Träne in einer irischen Sage zugeschrieben. In Irland erzählt man folgendes, dem heiligen Mahua zugeschriebene Wunder:

Eine kinderlose Frau wollte die Hilfe des Geheiles des heiligen Mannes erleben und suchte ihn auf. Da fand sie ihn in der Verzückung der Meditation auf den Knien liegend, ganz in Gott versunken und häufig Tränen vergießend. Sie schlich leise heran, fing einige der strömenden Tränen mit der hohlen Hand auf, genoss sie vertrauensvoll und bald genas sie eines Sohnes.

Eine Variante dieses Wunders läßt die gläubige Frau von dem Heiligen geweihte und ihr geschenkte Brunnenkresse genießen und darauf ihres Wunsches Erhöhung erlangen. Mahua scheint überhaupt besonders von Frauen angerufen worden zu sein, denen der Ehesegen gebracht. Als Tränen des Heiligen galten auch die in geweihten Nächten vom Himmel sinkenden Tautropfen, deren Wunderkraft sich dadurch offenbart, daß sie dem Blinden das Gesicht wieder verleihen, sowie dem Häßlichen Schönheit.

Infolge einer hochpoetischen Umbildung eines älteren heidnischen Glaubens verkünden uns viele deutsche Sagen, wie Gott mit den unschuldig Hingerichteten weinte, daß heißt wie bei der Exekution urplötzlich aus heiterer Luft ein Regen fiel. Zur Erklärung weisen wir auf die Tatsache hin, daß unsere deutschen Altvordern die Hinrichtung als ein den Unsterblichen dargebrachtes Opfer ansahen, bei dem Sklaven, Kriegsgefangene und Verbrecher dem Tode verfielen. Galt nun allgemein der Regen als eine Gabe der Götter, so konnte man, wenn während der Opferhandlung die geweihten Tropfen fielen, dies nur im günstigsten Sinne deuten und als Anzeichen ansehen, daß die höchsten Gottheiten das Opfer wohlgefällig aufgenommen hätten.

Dies „Weinen Gottes“ führt uns weiter auf einen andern ergreifenden Zug unseres deutschen Altertums, wir meinen die Anschauung, daß das Wasser der Tränen, welche der Mensch weint, heilig sei.

Ein altes Märchen bringt uns einen herrlichen Nachklang dieses Glaubens. Es führt uns einen Königssohn vor, der blind im Walde umherirrt, wehklagend um seine Gattin. Endlich gelangt er in eine Wüste, wo die Vermisste mit Zwillingen lebt, die sie ihm geboren hat. Er vernimmt eine Stimme, die ihm bekannt klingt. Als er dem Schalle folgt, erkennt ihn Rapunzel, fällt ihm um den Hals und weint.

Zwei ihrer Tränen aber benetzen seine Augen, die urplötzlich wieder klar werden, so daß er damit sehen kann wie ehemals. —

Von der Entstehung eines Tränenquells erzählt die folgende Sage Siebenbürgens: In dem Dorfe Großschisch unweit Elisabethstadt lebten einst zwei Brüder. Der eine fand einen Brunnen auf dem Feld, in dem ein Silberbeschlag verborgen lag und entnahm demselben zu verschiedenen Malen allerhand Silberbarren und Münzen. Als sich aber sein Hauswesen ungewöhnlich rasch erhob, erregte er den Verdacht der Leute und am meisten den seines habfüchtigen Bruders. Dieser belauschte ihn einmal entdeckte die Quelle seines Wohlstandes, ließ sich vom Bösen verführen und erschlug den Bruder in einem Hohlweg, als dieser mit Silber beladen heimwärts ging. Als er nun aber mit dem auf so schreckliche Art erworbenen Gute weiter ging, erfaßte ihn im nächsten düstern Hohlweg, den der Pfad führte, bittere Reue, und er weinte heftig. Mit Mühe nur ging er in seinen schweren Gedanken bis zu einem nahe gelegenen Hügel, dort setzte er sich nieder und seine Bähren flossen so reichlich, daß sie zur Quelle wurden.

Von dieser Begebenheit führen Silberbrunnen, Mord- und Weinenshohlweg und Tränenquelle ihre Namen.

WITZ UND HUMOR

In der Theatergarderobe.

Herr (zur Garderobiere): „Meinen Paletot, bitte.“
— Garderobiere: „Wollen Sie mir Ihre Nummer geben?“ — Herr: „Die steckt im Paletot.“

Wichtiges Schicksal.

Bekannter: „Wo ist das neue Velociped, das Sie kürzlich Ihrem Sohne gekauft haben?“ — Frau: „In Reparatur.“ — „Und Ihr Herr Sohn?“ — „Ach!“

Sein erster Gedanke.

Gefängnisinspektor: „Sie sind entlassen. Ihr Betragen während Ihrer Haftzeit war ohne Tadel. Hier haben Sie zwanzig Mark. Offentlich werden Sie sich fortan einem rechtschaffenen Berufszweig zuwenden.“ Einbrecher: „Natürlich werd' ich.“ Gefängnisinspektor: „Ihrer Entfernung steht nichts im Wege. Wünschen Sie noch etwas?“ Einbrecher: „Bitte, mir mein altes Brecheisen wiederzugeben. Die Polizei hat mir's weggenommen und ich will's wiederhaben. 's gehört mir!“

O, diese Fremdwörter!

Frau Schulz: „Was ist das für eine reizende Base!“ — Frau Meier: „Ja, nicht wahr, das ist eine Ausgrabung aus Plebej!“

Augenblickliche Wirkung.

Er: „Kannst du denn die Kinder nicht veranlassen, sich ein bißchen ruhig zu verhalten?“ — Sie: „Aber, liebes Männchen, laß doch die Kleinen ein wenig austoben.“ — Er: „Ja, es ist mir aber nicht möglich, dir dein Wirtshausgeld abzugählen.“ — Sie (streng): „Macht mal sofort, daß Ihr hinauskommt, Ihr ungezogenen Rangen, und daß mir keiner vor einer Stunde wieder hereinkommt.“

Durchschau.

Reife: „Fatal; ich bin in der größten Verlegenheit; und du hast wirklich gar kein Geld bei dir?“ Dunkel: „Nicht so viel, um auch nur deinen Durst löschen zu können!“

Selbstbewußt.

Herr: „Warum sind Sie denn nicht im Ballsaal, Herr Leutnant?“ Leutnant: „Ah! wird eben Contre getanzt, möchte durch meinen Anblick nicht gern Verwirrung anrichten unter Damen!“

Verzeihlicher Irrtum.

Nur Zeit Friedrich Wilhelms III. von Preußen hatte die Singakademie in demselben großen Gebäude, in dem sich die Anatomie befand, ihren Sitz. Nun gingen einmal, als die Singübungen der Akademie laut bis auf die Straße erschollen, zwei Frauen aus dem Volke vorüber. „Was ist denn das hier für'n großes Haus?“ fragte die Eine. „Weiß Sie das nicht, Frau Zevatterin? Das ist die Anatomie.“ antwortete die Andere. „Was ist das, die Anatomie?“ „3, da schneiden sie den Leuten die Leiber auf!“ „Großer Gott, nu hör' Sie man, was das schreien! Wenn das unser iuter König wüßte!“

Der feinste
Grünerbitter-Liqueur

ist unstreitig Marburg's

„Schweden-König“

Er ist von wohltuendster Wirkung bei allen Magenbeschwerden, er fördert die Verdauung in ausgezeichneter Weise, ist unerreichbar an Güte und Verträglichkeit und übertrifft alle sonst angepriesenen Bitter-Liqueure u. s. w. an Wohlgeschmack und Feinheit. Nur meine Firma ist berechtigt, die Bezeichnung

„Schweden-König“

zu führen. Diese Bezeichnung ist geschützt unter No. 12683 und jede mißbräuchliche Benutzung wird gerichtlich von mir verfolgt. 5195

Bestellungen nimmt jederz gern entgegen
Der alleinige Fabrikant:

Friedr. Marburg,

Neugasse 1.

Depots in den meisten Geschäften und Restaurants

Nur erster Beden
pez. Halbsette Salon Nu II
nicht rußend, nicht baßend
etc. etc. empfiehlt billigt

Aug. Külpp,
Teleph. 867. Comptoir:
Sedauplatz 3.

Kohlen
K. ANSEL BRESEN

Wasserdichte
Bettunterlagen

Gesundheits-
Binden,
I. Qualität
p. Dtd. 1 Mk.,
p. 1/2 Dtd.
60 Pf.

chem. reine
Verbandstoffe

Irrigateure,

nach Professor Esmarch,
complet mit Schlauch, Mutter- und
Clystier-Rohr
von Mk. 1.40 an.

Inhalations-
Apparate

Grosse
Auswahl in
Suspensorien
Clystier-
Spritzen
von 50 Pf. an.

Leibbinden
in allen Preislagen.

Chr. Tauber, Artikel zur Krankenpflege,
Kirchgasse 6. Telefon 717. 8867